1 x (schein + sein)

Ein lyrischer Versuch, das Sag- und Unsagbare zu verbinden

Eine Hausarbeit von Anton Valentin Humpe (Matrikelnummer: 635074)
für das Seminar „Einführung in die vorsokratische Philosophie"
von Dr. Rosa Matera

Index:

1. Einleitung
2. 1 x (schein + sein)
3. Bezüge und Form
4. Analyse
5. Interpretation anhand drei Thesen
6. Fazit
7. Erklärung

Anton Valentin Humpe,
(kunstschnee@gmail.com),
Reuterstraße 36,
12047 Berlin

Einleitung

Auf den folgenden Seiten werde ich in Form eines Gedichtes Bezug nehmen auf unter anderem vorsokratische Positionen, in, wenn man so möchte, vorsokratischer Manier, um diese danach, westlichen Philosophietraditionen entsprechend, zu interpretieren und zu analysieren, sowie Bezüge zu ziehen. Schlussendlich werde ich nicht nur auf die vorsokratischen (wenn auch natürlich noch immer aktuellen) Positionen als solches eingehen, sondern das Gedicht als Form von Wahrheitsvermittlung in den Vordergrund stellen und dazu Position ergreifen.

Somit wird diese Hausarbeit versuchen in verschiedenen Formen, über verschiedene Traditionen und Zeiträumen eine flussartige Verbindung zu schlagen, aber auch die wissenschaftliche als einzige anerkannte Form der Wahrheits- und Erkenntnisgewinnung ein wenig vom Podest zu stoßen. Dies auch besonders mit einem Bezug auf Friedrich Schilller und Søren Kierkegaard.

1 x (schein + sein)

was der schein sein soll, das wagst du zu fragen
und du bettest dein haupt in göttlich manier,
doch wenn der schein schein sein soll, dann kann ich nur sagen,
dass der sinn und das leben sich mit ihm gänzlich poetisiert.

doch wie kann denn sein was nicht ist,
fragt da der gelehrte prokurist,
was ist der reim im gedicht, mal ist er da und mal nicht,
was tun wenn der schein trügt, was machen wenn das sein aufbricht?

oh verbinde dich, göttin, mit philosophie und poesie,
dichtung und wahrheit, im schein der ironie,
alles bewegt sich fort, nichts bleibt, alles fließt
panta rhei, alles verbindet sich neu, wandelt und sprießt.

gelenkt von dir und deiner göttlichen kraft,
welcher nur der zweifel noch zu schaffen macht,
der nur dadurch schafft, dass er scheint, nicht ist, noch nicht,
und somit nachweislich existiert, was erst nur schien im gedicht.

soll also das sein tugendhafter als der schein sein,
weil es scheinbar die wahrheit trägt, nicht trügt,
weil es den schein scheinbar widerlegt, nicht lügt,
weil es scheinbar ernst ist, statt vergnügt?

auch nichtsein kann sein, oder ist, oh göttin,
wofür du vielleicht das beste beispiel bist.
die illusion, die hoffnung, der wunsch, das spiel,
sie machen den menschen erst menschlich und die welt lebendig,
sie bilden das sein und sie bilden das ziel.

hesiod zum beispiel, oh war er philosoph, theologe, oder dichter?
und wer wäre da zu urteilen richter, wenn doch alles fließt?
etwa du, oh dike?

der unterschied zwischen sein und nichtsein,
sicht- und unsichtbarem, sag- und unsagbarem,
ist gar nicht vorstellbar in unser menschlichen sprache und natur,
wenn sie nur einer einzigen dieser linien folgt.

wie kierkegaard schon brav sprach,
gibt es das ethische, das ästhetische und das religiöse verlangen,
die nur gemeinsam das sein durch den schein schimmern sehen können
sodass wir uns nicht in gottlosigkeiten verrennen.

eudaimonie, also glück gibt es nur im widerspruch mit harmonie,
der zweifel und der streit der liebe überwinden sich
erst durch seine akzeptanz und atarxie, die seelenruhe,
im kampf, wie zen, in ewig scheinender und seiender poesie.

Bezüge und Form

Das Gedicht *„1 x (schein + sein)"* ist in Form eines Gespräches mit der Göttin der Gerechtigkeit Dike geschrieben und beschäftigt sich auf seinen gerade einmal anderthalb Seiten zum einen, inspiriert durch die Thesen der Vorsokratiker, mit der Frage nach dem Sein, bzw. dem Nichtsein, sowie dem Versuch die Poesie als eine wieder gültige Form der philosophischen Wissensübermittelung zu etablieren.

Natürlich müssen ganz am Anfang die offensichtlichen Bezüge klargestellt werden. Parmenides (* um 520/515 v. Chr.; † um 460/455 v. Chr.) ist mit seinem einzigen philosophischen und zugänglichen Werk „Über die Natur", was auch ein Gedicht ist, eine Art Vorbild für dieses Gedicht von mir, da es sich auch um ein Gespräch mit der Gottheit Dike über das Verhältnis von Sein und Nichtsein handelt. Auf den anderen Vorsokratiker Heraklit (* um 520 v. Chr.; † um 460 v. Chr.) mit seinem Satz „alles fließt" wird Bezug genommen, wie aber auch auf Friedrich Schiller (* 1759 ; † 1805), der da sagt „Der Mensch ist nur da ganz Mensch, wo er spielt", sowie auf Søren Kirkegaards (* 1813 ; † 1855) Aufteilung in das ethische, das ästhetische und das religiöse Bewusstsein. Zu guter Letzt wird Bezug auf Empedokles genommen (* um 495 v. Chr.; † um 435 v. Chr.), einen weiteren Vorsokratiker, der auch in Gedichten über Streit und Kampf zwischen den Dingen als notwendiges Phänomen für Bewegung und das Fließen, also die Lebendigkeit, spricht.

Außerdem gibt es einige Bezüge auf antik griechische Begrifflichkeiten, wie zum Beispiel Ataraxie, welche sich mit Seeelenruhe oder aber Unerschütterlichkeit übersetzen

lässt, sowie die Eudaimonie, welche sich mit Glück oder Glückseligkeit (vielleicht sogar Erleuchtung und Befreiung) übersetzen lässt und die buddhistische Begrifflichkeit des Zen klingt an, um eine Verbindung von westlicher und östlicher Philosophie zu schaffen.

Gedichte wurden im Antiken Griechenland im Hexameter verfasst, was unter anderem daran lag, dass es keine Zeilensprünge, nicht mal Worttrennungen oder ähnliches gab. Sie reimten sich nicht, sondern hatten so eine streng metrische Form, die Betonung der Worte spielte somit eine wichtige Rolle, welche diesen eine sofortige Melodiösität gaben, die sich auch, wenn ich es versucht habe, nicht eins zu eins ins deutsche übertragen lässt.
Verschiedene Formen des Reimes habe ich somit benutzt, hauptsächlich aber den klassischen im Paarreim (auch wenn dieser in der deutschen Gegenwartslyrik schon seit wahrscheinlich Brecht nicht mehr geläufig ist), um einen mitunter epischen Impetus zu kreieren und auch die metrische Melodie hab ich versucht weitgehend in einem alten Stile beizubehalten.
Was gängig ist, in zeitgenössischer Lyrik, ist die Form alles in kleingeschriebene Buchstaben zu setzten, man könnte annehmen, um der Hierarchisierung der Buchstaben entgegenzuwirken. Auch diesen nicht brandneuen Kniff habe ich mir anzuwenden erlaubt.

Das Gedicht hat zehn Strophen, von denen, acht vier Verse haben, eine hat fünf Verse und eine hat drei Verse. Es handelt sich somit um 40 Verse insgesamt. Der Titel ist formuliert wie eine mathematische Formel, welche in der Philosophie und besonders in der analytischen Philosophie sehr gängig sind und hat einen etwas ironischen Impetus, da man die Zeichen, abgesehen von den Worten auch weglassen könnte und es an der Bedeutung nichts verlöre: „Scheinsein“

Analyse

Der scheinbare Kampf zwischen Schein und sein wird schon in der ersten Strophe beschrieben, in welcher das lyrische Ich sich fast über die göttliche Gewalt (Dikes) lustig macht, die Frage nach dem Schein verhöhnt und den Sinn in der Poesie (oder der gänzlich poetisierten Welt) zu finden meint. Auch in der zweiten Strophe vertieft sich der Hohn, indem weitere rhetorische Fragen aufgestellt werden und Fragende als „gelehrte Prokuristen" (Prokura, von procurare. lat. Sorge tragend - heute: Handlungsmacht in einem Unternehmen innehabend) verhöhnt werden, auch bezogen auf das scheinbare Nichtverstehen von Gedichten in ihrer Form als philosophische Texte.
In der dritten Strophe dann richtet sich das Wort direkt an Dike, Göttin der Gerechtigkeit, welche gebeten wird eine Harmonie zwischen den Welten von Schein und Sein, Dichtung und Wahrheit zu schaffen und das erste mal ein klarer Bezug zu Heraklit genommen wird, indem sein *panta rei* abgewandelt übersetzt wird. Auch taucht für die Welt des Scheins das Wort Ironie auf und es wird sich durch Heraklits Fließen gegen die Festigkeit des scheinbaren Seins ausgesprochen.
Die vierte Strophe spricht Dike eine göttliche Kraft zu, die allerdings durch das Zweifeln oder eben Nichtglauben an sie in Frage gestellt werden würde, und das dieser Zweifel ja auch genauso existent wäre, wie sie selbst, da ja auch sie erst durch die Dichtung Existenz erfahren hat. Außerdem ist der Zweifel hier erstes Sinnbild für den von Empedokles geprägten und alles in Bewegung setzenden Streit (altgriechisch: *neikos*), welcher ja auch der Starrheit des vermeintlich (ewig) Seienden entgegenstünde.
Die fünfte Strophe wirft die Frage nach der vermeintlichen Tugendhaftigkeit des Seins gegenüber dem Schein auf in mehreren Versen.

Die sechste Strophe ist die einzige Strophe mit fünf Versen. Sie stellt Dike als mögliches Beispiel für das Nichtsein da und behauptet, dass die Illusionen, Wünsche und Hoffnungen (wie natürlich auch Zwänge, Neurosen und Süchte) für unser menschliches Dasein notwendig seien und bezieht sich hierbei auch auf Schillers Zitat „Der Mensch ist nur da ganz Mensch, wo er spielt".
Die siebte Strophe, hat wenn auch zwei lange Verse, nur drei insgesamt, in denen der antike und nach Homer erste Dichter benannt wird mit der Frage, was er denn nun sei: Philosoph, Theologe, oder Dichter, was damals noch keiner Unterscheidung bedurfte und in einigen nichtwestlichen Kulturen (wie Indien) auch heute noch keinen bedarf.
Die achte Strophe wirf die Frage auf, ob unsere Sprache und unsere Natur (also unser Verstand) überhaupt ein Verständnis für die Unterscheidung von Sein und Nicht-Sein zulässt. Besonders wenn man nur einer dieser drei Gattungen (Philosophie, Theologie, Poesie) folgt.
In der neunten Strophe wird auf Kierkegaards Modell des ethischen, ästhetischen und religiösen Bewusstsein Bezug genommen, der sich sehr gut mit den drei vorher genannten Gattungen deckt:

1. ethisches Bewusstsein = Philosophie
2. ästhetisches Bewusstsein = Poesie
3. religiöses Bewusstsein = Theologie

Alle drei müssten zusammenspielen, um auch nur eine Form von Sein oder Wahrheit erkennen zu können („schimmern sehen können"), statt gott- (und moral)los zu werden.
In der zehnten und letzten Strophe löst es sich um die zwei antiken Begrifflichkeiten Eudaimonie (Glück) und Ataraxie (Seelenruhe) auf, die sich erst in ewig scheinender (nicht ewig seiender) Poesie einstellen können. Zugunsten der Liebe müssen sich in einer Akzeptanz Zweifel und Streit

überwinden (nicht jedoch auflösen) und durch den Zen (den ich mit der Ataraxie äquivalent sehe) wird alles gut.

Interpretation anhand drei Thesen:

These 1 & 2

Die These, die ich mit dem Gedicht und der damit einhergehenden Analyse verfolge, könnte wie folgt lauten:

Mit dem Schein existiert auch das Nicht-Sein und hat damit nicht selten mehr Einfluss auf die Welt, als das tatsächliche Sein.

Vieles von dem was ist, oder von dem wir glauben zu denken, dass es sei, bestimmt unsere Realität. Der Satz, etwas kann nicht sein, was nicht ist, welchen unter anderem Parmenides prägte, und der wie eine selbstredende Selbstverständlichkeit klingt, bedarf einer näheren Untersuchung und einem womöglichen Anzweifeln.

Das Gedicht „1 x (schein + sein)" richtet sich wie das Gedicht „Über die Natur" von Parmenides, welcher über das Sein spricht, was das Nichtsein ausschließen soll, an die Göttin der Gerechtigkeit Dike. Dies wirft natürlich bezüglich der Frage nach Sein oder Nichtsein schon ein erstes Problem auf, da Parmenides ja hier sicher von der Existenz der Göttin und ihrer Macht als Seiendes ausgeht. Diese Annahme bietet schon das erste Argument für meine These, da seine Gedanken und sein Gedicht, welche fraglos einen Nutzen, eine Bedeutung und eine Wichtigkeit haben und darum auch irgendwie *sind* keinen tatsächliche Notwendigkeit des Seins von Dike benötigen. Nein, man könnte sogar behaupten, dass das vermeintliche Nicht-Sein, also die Vorstellung, der Schein, oder sogar die Illusion von Dike den tatsächlichen Wert und die Bedeutung erhöht, immerhin wurden solche Briefe und Gedichte ja nicht zu real und objektiv existierenden Entitäten wie damals Königen,

Feldherren, Sänger*innen oder ähnlichen geschrieben. Nein, sie brauchten die Illusion zum entstehen. Somit komme ich zu einer zweiten These: Der Schein (oder das Nicht-Sein) bedingt das Sein. Somit liegt auch in der Täuschung eine Kraft.

Den Wert der Ironie beispielsweise, nicht nur als humorvolles Stilmittel, sondern auch als Mittel zur Wirklichkeitsvermittlung durch die Unwirklichkeit ist eine Fähigkeit, die von hoher Intelligenz zeugt, eben dadurch, dass sie mit Sein und Nicht-Sein spielt.

These 3

Ein weiterer Anspruch des Gedichtes ist es, die Philosophie aus dem Elefenbeinturm der Vernunft zu holen, in welchem kaum Spiel, kaum Täuschung, kaum Ironie, kaum Kunst zugelassen ist, aufgrund von aufklärerischen Vernunftsüberhöhungen, die die Philosophie ins Gelehrtenkämmerchen sperren wollten. Wenn man nämlich mit der Vernunft die Wahrheit nur im Seienden zu finden sucht, hat man meiner Meinung nach schon sofort verloren.
Meine These wäre hierzu, dass Wahrheit nur in der Ballance von Philosophie, Poesie und Theologie, oder wie Kierkegaard es nannte dem ethischen, dem ästhethischen und dem religiösen Bewusstsein zu finden sei. Gerade bezogen auf die Vorsokratiker, welche da noch keinen großen Unterschied zu machen schienen. Die ersten Dichter*innen waren auch Theolog*innen und Philosoph*innen zugleich. (Ein weiteres diesmal weibliches Beispiel wäre hier Sappho (* 630-612 v. Chr.; † ca. 570 v. Chr.)). Sie nutzen die Götter für Kunst und Geschichte, für Weisheit und Wahrheit. Also wieder Sein durch Schein. Als Beispiel haben wir da auch im Gedicht „1 x (schein + sein)“ Hesiod hervorgehoben, welcher neben Homer als erster Dichter der Menschheit gilt. Zumindest der

erste von dem auch noch etwas vorhanden ist. Hesiod, welcher im siebten vorchristlichen Jahrhundert (also auch vor Sokrates) lebte, beschrieb beispielsweise in seiner *Theogonie* (welches als erstes überliefertes Gedicht gilt) eine Ursprungsgeschichte, ähnlich wie sie in der Genesis, also in der Bibel zu finden ist. Weiterhin verfassten er und andere Dichter*innen, das was die Leute glaubten und als wahr bezeichneten. Weder zwischen Fiktion und Non-Fiktion, zwischen Mystik und Philosophie, vielleicht nicht mal zwischen Gott und Mensch gab es einen solchen Unterschied. Alles war eins. Um nach Heraklit zu sprechen: alles floss.

Somit könnte man auch sagen, dass in dem Gedicht „1 x (schein und sein)“ mehr Wahrheit läge, oder zumindest mehr Klarheit, als in dieser, seiner Analyse.

Fazit:

Um das Fazit direkt mit einem vorsokratischen Zitat zu beginnen und damit auch an das Ende der Interpretation nahtlos anzuknüpfen sage ich: alles fließt.

Schein und Sein bedingen sich gegenseitig, sie fließen ineinander und auseinander und funktionieren so mehr wie ein freies Liebesspiel, statt wie zwei verfeindete, weit entfernte und sich strengen Regeln unterziehenden Nationen. Um dieser Wahrheit einen angemessenen Ausdruck zu verleihen, braucht es die Poesie, neben den anderen Disziplinen. Die Wahrheit in der Poesie ist durch den Schein genauso wertvoll oder wertvoller, wenn auch auf andere Weise nützlich, als die Wahrheit der Philosophie, oder sogar die der Naturwissenschaften und ihr steht ein Wert zu, wie sie ihn einst hatte. Noch vor dem 19. Jahrhundert und vor der „Mathematisierung der Naturwissenschaften", wie es Olaf Müller nennt, waren biologische und physikalische Beobachtungen auch sehr poetische und maßgeblich ästhetische Beobachtungen. Die Trennung all dieser Disziplinen führt zu einer unaufhörlichen Entfernung und Entfremdung von tatsächlicher Wahrheit. Verloren im Differenzieren und Benennen vermeintlichen Wissens und vermeintlichen Seins. Die Wahrheit kann nur in der Verbindung liegen. Im Fluss.

Und so endet dieses Fazit und diese poetisierte Arbeit auch wieder mit Heraklits Auspruch wie ein Aufruf zur poetischen, wie philosophischen, wie spirituellen Erkenntnis:

Panta rhei! Alles fließt!

6. Erklärung

Hiermit versichere ich, Anton Valentin Humpe, diesen Text, sowohl den poetischen, als auch den analytischen Teil, in seinen verschiedenen Aspekten selbst erdacht und geschrieben zu haben.

23.07.2023

_____

Anton Humpe